

Johannes Gruber
Ueli Mäder
Sarah Schilliger
Peter Streckeisen (Hrsg.)

Basel von unten

14 Porträts



*Besuchen Sie uns im Internet: Informationen zu unseren Büchern
und AutorInnen sowie Rezensionen und Veranstaltungshinweise
finden Sie unter www.edition8.ch*

Bibliografische Informationen der Deutschen National-Bibliothek
sind im Internet abrufbar unter <http://dnb.ddb.de>.

April 2010, 1. Auflage, © bei edition 8. Alle Rechte, einschliesslich
der Rechte der öffentlichen Lesung, vorbehalten. Lektorat: Simon
Mugier; Korrektorat: Katja Schurter; Typografie, Umschlag: Heinz
Scheidegger; Umschlagbild: »Einsamkeit« von Christian Weidmann;
Druck und Bindung: Bercker Graphische Betriebe, Kevelaer.
Verlagsadresse: edition 8, Postfach 3522, CH-8021 Zürich, Tel.
+41/044 271 80 22, Fax +41/044 273 03 02, info@edition8.ch
www.edition8.ch

ISBN 978-3-85990-156-8

Inhalt

Einleitung

Ein besonderer Blick auf die Stadt

Von Peter Streckeisen

9

Porträt 1

»Ich bin hier nur zu Besuch«

Wie eine polnische Home-Care-Arbeiterin ein
Leben zwischen Basel und der Heimat führt

Von Sarah Schilliger

19

Porträt 2

»Ich kann nicht mehr kommunizieren«

Wie ein Basler in die Welt zieht und wegen eines
Terroranschlags traumatisiert zurückkehrt

Von Natalie Abgottspon

33

Porträt 3

»Glaub ja nicht, ich sei wegen des Geldes gekommen!«

Wie ein Mexikaner es anfangs schwer hat
in der Schweiz

Von Alexio Garcia und Rodrigo Schaulin

43

Porträt 4

»Wenn Du Dich richtig anpasst, hast Du keine Probleme«

Wie ein Sohn kurdischer ImmigrantInnen
in Basel Erfolg hat

Von Ueli Mäder

52

Porträt 5

»Ich habe immer nur für andere gelebt«

Wie ein findiger Unternehmer in
eine Lebenskrise gerät

Von Markus Bossert

65

Porträt 6

»Immer nur schlafen macht mich crazy«

Wie ein Asylbewerber aus Eritrea
um seine Aufenthaltsbewilligung bangt

Von Fabio De Marchi

73

Porträt 7

»Ich lasse mir nicht alles gefallen«

Wie eine Putzfrau der Uni Basel sich
durch den Alltag schlägt

Von Peter Streckeisen

80

Porträt 8

**»Bring mich ins Spital und nachher
zurück in die Heimat«**

Wie ein chilenischer Flüchtling und Künstler
Erfolg und Misserfolg erlebt

Von Isabelle Schmied

97

Porträt 9

**»Dann versteht man, was das heisst,
süchtig und abhängig zu sein«**

Wie ein Heroinsüchtiger sein Leben erleidet

Von Manuel Thurner

106

Porträt 10

**»Der Chef hat das Auto entsorgt
und mich mit«**

Wie eine Chauffeurin nach der Entlassung
nicht mehr ins Arbeitsleben findet

Von Johannes Gruber

114

Porträt 11

»Keine will einen Sozialhilfeempfänger«

Wie sich ein Arbeitsloser durchschlägt
und in der Natur religiösen Halt findet

Von Johannes Gruber

125

Porträt 12

**»Ich pass nicht zum Corporate Design
einer guten Firma«**

Wie Geldsorgen und gesundheitliche Probleme das
Leben einer jugoslawischen Migrantin erschweren

Von Raphael Bucher

133

Porträt 13

»Wovon lebe ich im Juni?«

Wie eine verschuldete Studentin
um Alimente des Vaters kämpft

Von Christine Siegenthaler

139

Porträt 14

»Es ist wie zaubern!«

Wie ein Künstler aus dem Nichts
mit Kindern Räume schafft

Von Frank Winter

146

Nachwort

Soziale Räume

Von Ueli Mäder

163

Autorinnen und Autoren

176

Porträt 4

»Wenn Du Dich richtig anpasst, hast Du keine Probleme«

Von Ueli Mäder

Rojhat* ist kurdischer Herkunft und in Basel eingebürgert. Er spricht fließend Deutsch, arbeitet fleissig und gilt als gut integriert. Er hat viele Bekannte und sportliche Anerkennung. Eigentlich eine Erfolgsstory.

Rojhat stammt aus einer kurdischen Randregion. In der türkischen Stadt Konya schloss er die Grundschule ab. Dann folgte er, 16-jährig, seinem Vater, der schon Jahre zuvor in die Schweiz migriert war. Die Mutter und Geschwister kamen später nach. In Basel absolvierte Rojhat eine Verkäuferlehre. Hier arbeitete er später in einem Restaurant. Heute ist Rojhat wieder in einem Basler Warengeschäft tätig. Er lebt mit seiner fünfköpfigen Familie im grenznahen Deutschland und sucht derzeit einen neuen Wohnungssitz in Basel, wo er als begnadeter Basketballer schon vor ein paar Jahren das Bürgerrecht erlangt hat.

Von Konya nach Basel

Vor zwanzig Jahren lebte Rojhat noch im Zentrum der türkischen Stadt Konya. Konya beherbergt viele Kurdinnen und Kurden aus der Osttürkei. Die Millionenstadt, gut 200 Kilometer südlich von Ankara gelegen, ist viel grösser als Basel, aber in der Schweiz wenig bekannt.

* Alle Namen geändert.

Konya verfügt über eine Universität mit 85'000 Studierenden und gilt als Hochburg der islamisch-konservativen Opposition. Tanzende Derwische präsentieren sich hier als touristische Attraktion. Sie erinnern an den esoterisch-islamischen Sufi-Orden, den Kemal Atatürk, erster Präsident der modernisierten Republik Türkei, nach dem Ersten Weltkrieg verbot.

Rojhat zog im Jahr 1989 mit seiner Mutter und seinen drei Geschwistern aus einer ländlichen Randregion nach Konya. Er sollte hier eine gute Schulausbildung erhalten. Das war der Hauptgrund für die Migration vom kurdischen Dorf in die türkische Stadt. In Konya blieb Rojhat zwei Jahre lang, von 1989 bis 1991. Der schulische Erfolg hielt sich in Grenzen. Die türkischen MitschülerInnen identifizierten Rojhat von der Sprache her gleich als Kurden. Das musste er immer wieder mit viel Prügel büssen – für nichts und wieder nichts. *»Wäre ich in der Türkei geblieben, hätte mich allein schon diese Erfahrung in die Opposition und ins Gefängnis getrieben«*, sagt Rojhat am Montag vor Weihnachten 2008 im Basler Institut für Soziologie.

Rojhat war 16 Jahre jung, als er seinem Vater in die Schweiz folgte und seine Mutter und seine drei Geschwister in der Türkei zurückliess. Die Grosseltern vermisste er schon in Konya. Er liebte sie sehr und sah sie nie mehr in seinem Leben. Sie blieben im abgelegenen Dorf zurück. Rojhat freute sich gleichwohl auf die Schweiz. Er wollte weg von der Schule und glaubte, ins Paradies zu ziehen. Während seinen ersten Jahren in Basel wohnte Rojhat mit seinem Vater in einem Einzelzimmer. *»Das war auch gut so; nicht nur finanziell, auch wegen des Kontaktes«*, sagt Rojhat heute. Von Basel, das er als friedliche Schlafstadt erlebt, ist er immer noch ziemlich angetan. Leider sei sie etwas tot am Abend. Vor allem

im Winter. Schade, gäbe es hier nicht mehr Leben – wie bei der Museumsnacht. Oder wenn der FCB spielt.

In Basel angekommen, besuchte Rojhat zunächst einen dreimonatigen Sprachkurs in der ECAP, dann einen zweijährigen Integrationskurs. Hier nahm er wöchentlich sechs Stunden Deutschunterricht. Rojhat lernte leicht und schnell. Bald sprach er fließend Hochdeutsch. Die drei Klassenbesten durften in die Berufsschule. Rojhat verpasste die Promotion knapp und trat 1993 eine Anlehre als Verkäufer im Detailhandel an, die er 1995 abschloss. Danach folgte ein Aufbaujahr. Der zusätzliche Abschluss ermöglichte die Umwandlung der Anlehre in eine Verkäuferlehre. In Basel lebte Rojhat sechs Jahre allein mit seinem Vater zusammen. Er musste den Hauptteil seines Lehrlingslohnes für Kost, Logis und die Unterstützung der Mutter und Geschwister abgeben, die in der Türkei blieben und erst 1996 per Familiennachzug in die Schweiz einreisten. Bevor die Familie in die Schweiz kam, musste Rojhat wegen des niedrigen Lohnes seines Vaters der Fremdenpolizei schriftlich bestätigen, dass er die Familie finanziell unterstützen werde. Seit Rojhat in der Schweiz lebt, kehrte er erst zweimal besuchsweise in die Türkei zurück.

Vater und Sohn

Rojhats Vater zog bereits 1985 illegal in die Schweiz. Beim dritten Versuch gelang es ihm über die italienische Grenze zu kommen. Der damals 36-jährige Analphabet verstand von der deutschen Sprache nur ein paar Brocken. In Basel arbeitete er in der Küche eines Restaurants. Er spülte Geschirr, schälte Rübchen, entsorgte Abfälle über fünfzehn Jahre lang. Bis er in eine tiefe Depression verfiel. »Wegen Mobbing«, sagt sein Sohn, der mittlerweile bald so alt ist, wie der Vater bei der Ausreise. Sechs

Jahre dauerte es damals, bis der Vater seine Familie erstmals in der Türkei besuchen konnte. Rojhat erinnert sich: *»Ich fragte mich: Ist das mein Vater? Er wirkte so fremd auf mich.«*

Der Vater von Rojhat migrierte hauptsächlich aus wirtschaftlichen Gründen. Die damalige Krise in der Türkei veranlasste ihn dazu. Die Regierung und das Parlament hoben die Mehrwertsteuer massiv an und entwerteten das Geld. Das betraf auch Rojhats Vater, der Schafe hütete und nur ein kleines Einkommen erzielte. Um die Reise in die Schweiz zu finanzieren, musste er einen Schafhandel initiieren und Geld aufnehmen. Ohne teure Vermittlung hätte er in Basel auch kaum eine Wohnung gefunden. Mit dem Lohn für seine Hilfsarbeit konnte er aber, dank extremer Sparsamkeit, die Schulden zurückzahlen und die Familie unterhalten. Zu viel mehr reichte es in seinem Leben nicht. Harte Arbeit und die materielle Versorgung der Familie standen zeitlebens im Vordergrund. Bis sich der Körper auflehnte. Im Exil in der Schweiz, dem Land, das auch nach über zwanzigjährigem Aufenthalt keine zweite Heimat geworden ist. Rojhats Vater träumt heute von den Schafen im kurdischen Dorf. Aber seine Krankheit und die Familie halten ihn hier. Es sei denn, er müsse ausreisen, weil er und seine Frau immer noch Mühe mit der deutschen Sprache haben. Die Behörde verlangt die Integration. Sprachkenntnisse sind unabdingbar. Wenn Rojhats Eltern diese Auflagen nicht erfüllen, entfallen die Unterstützung der Sozialhilfe und die Aufenthaltsbewilligung. Schliesslich sind Rojhats Eltern immer noch kurdische Türken oder türkische Kurden. Jedenfalls keine Schweizer. Zum Glück konnten sie kürzlich, wie lange ersehnt, nach Mekka pilgern; trotz gesundheitlichen Beschwerden.

Rojhat kam gerne in die Schweiz und ist bereits einge-

bürgert. Als gross gewachsener, talentierter Basketballer fand er bald Anschluss. Sein erster Trainer unterstützte ihn dabei. Obwohl sportlich erfolgreich, fühlte sich Rojhat öfters eingeschüchtert. »*Das lag auch an Kleinigkeiten*«, erklärt er. »*Zum Beispiel an der Mundart. Wenn du auf der Strasse Ausdrücke nicht oder falsch verstehst, dann verunsichert dich das.*« Als schwierig erwies sich auch die Suche nach einer Lehrstelle. Zum einen wegen der väterlichen Vorstellung, sein Sohn müsse es einmal besser haben als er und studieren. Zum andern, weil Lehrstellen begehrt waren und Rojhat mehrere Absagen hinnehmen musste. In einem Warengeschäft packte Rojhat dann seine Chance. Hier arbeitete er ab 1993 sieben Jahre lang. Seinem Vater bezahlte er monatlich 700 Franken. Bis im Jahr 2000, als Rojhat auszog, eine eigene Familie gründete und seinen Monatslohn von 3000 Franken selbst benötigte. Rojhat fand dann eine neue Stelle im Schnellimbiss-Restaurant, in dem er als Assistent des stellvertretenden Geschäftsführers arbeitete und brutto 5600 Franken verdiente, inklusive Familienzulage und Kindergeld. Hätte Rojhat die nebenher versuchte Zusatzqualifizierung im Detailhandel geschafft, käme er monatlich auf 300 Franken mehr. Aber wegen der ungenügenden Note in Französisch verfehlte er dieses Ziel trotz insgesamt gutem Durchschnitt. Rojhat war jedenfalls stolz auf seinen Verdienst. Er hatte sich von unten hochgearbeitet. Das Leben ist jedoch auch in Deutschland teurer geworden. Und die Abzüge für Steuern fallen ins Gewicht.

Im Arbeitsparadies

»*Ich gehe jeden Tag gerne arbeiten*«, sagte Rojhat bei unserem Gespräch im Dezember 2008 und lobte die gute Stimmung im Schnellimbiss-Restaurant. »*Das Restau-*

rant ist wie mein Geschäft«, sagte Rojhat. »Da übernehme ich viel Verantwortung. Es ist wie im Paradies. Wir können viel lachen und Freude haben. Und wir unterstützen uns gegenseitig. Auch wenn die Deutsche Eigentümerfamilie, die in Zürich wohnt, etwas Druck macht und die Lohnkosten senken will. Ihr ist es offenbar nicht so wichtig, ob die Leute glücklich sind. Aber dann stehen wir zusammen. In der Gastronomie ist es immer ein wenig hart. Da musst du dich gut balancieren. Aber lieber das verkraften, als neu anfangen und alles wieder neu aufbauen. Und der Geschäftsführer ist locker und setzt sich für uns ein. Sein Stellvertreter ebenfalls. Wenn ein Mitarbeiter aus persönlichen Gründen heim muss, dann springt ein anderer ein.« Das war an seiner früheren Arbeitsstelle im Warengeschäft nicht immer so. Dort musste Rojhat sogar am Tag seiner Verlobung arbeiten, und es blieb ihm trotz guten Leistungen auch versagt, Filialleiter zu werden. *»Vielleicht hätte ich mehr schleimen und weniger Spass machen sollen. Aber wenn alles so ernst ist, werden schon acht Arbeitsstunden zur Qual«,* meint Rojhat, mit dem ich vor mehreren Jahren erstmals ins Gespräch kam, als er mich im Warengeschäft bediente.

Nebenher arbeitet Rojhat als Pizzakurier. Das tat er bereits ergänzend zu seiner Arbeit im Restaurant. Die Arbeit besteht aus Gemüse rüsten, Essen verpacken und austragen. Wer einen Unfall baut, beteiligt sich mit einem Selbstbehalt. Und wer falsch parkiert, was in der Eile ab und zu vorkommt, bezahlt die Busse selbst. Das schmälert das Einkommen. Der Stundenlohn lag anfänglich bei sechzehn Franken. Jetzt beträgt er neunzehn Franken. Hinzu kommt etwas Trinkgeld.

Nebenjobs

Mit dem Trinkgeld wirbt auch das Stellenportal »www.nebenjob.de« vom 13. Juni 2009, zumal in Deutschland die Ansätze noch (viel) tiefer sind als in der Schweiz: *»Als Pizzafahrer verdienen Sie zwischen 4 bis 7 Euro pro Stunde. Nicht zu vergessen ist das Trinkgeld: Die meisten Kunden zeigen sich für die zügige Zustellung einer frischen Pizza erkenntlich – das Geld verdienen steigert sich also mit Ihrer Schnelligkeit und Zuverlässigkeit. Wenn Sie Ihr eigenes Fahrzeug für die Auslieferungsfahrten benutzen, rechnet der Pizza-Bringdienst als Ihr Arbeitgeber dies meist nach gefahrenen Kilometern mit Ihnen ab. Manche Pizzadienste lassen mit firmeneigenen Fahrzeugen ausliefern – meist mit einem kleinen PKW oder teilweise auch mit einem Motorroller. Andere Pizzaservices setzen voraus, dass der Pizzabote sein eigenes Fahrzeug bei der Auslieferung einsetzt. Auf jeden Fall brauchen Sie für diesen Nebenjob also einen Führerschein und gegebenenfalls ein eigenes Fahrzeug, mit dem Sie ausliefern können. Ausserdem – und das gilt auch im Zeitalter der Navigationssysteme – sind gute Ortskenntnisse erforderlich, um die Pizza schnell an den Mann bzw. die Frau zu bringen. Denn die Schnelligkeit der Lieferung ist mitentscheidend für die Höhe des Trinkgeldes – also auch dafür, wie viel Geld Sie verdienen können.«* Obwohl schlecht bezahlt, sind Nebenjobs begehrt. Auch in der Schweiz. Gerade im Kontext der Debatten über die Finanzkrise. Mit fließendem Übergang zur Schwarzarbeit. Im vergangenen Jahr erhöhte sie sich laut offiziellen Angaben des Staatssekretariats für Wirtschaft (Seco, 19.5.2009) auf 36,4 Milliarden Franken. Dieser Betrag entspricht 8,3 Prozent des Bruttoinlandproduktes.

Familienleben

Im Jahr 2000 verheiratete sich Rojhat mit seiner Traumfrau und gründete eine eigene Familie. 2005 zügelte Rojhat »wegen der Kinder« von Basel in einen grenznahen Ort in Deutschland. Hier sind die Lebenshaltungskosten tiefer und die Kinder können schon als Zweijährige in den Kindergarten gehen. Das gibt beiden Eltern teilen die Möglichkeit, erwerbstätig zu sein. Rojhat und seine Familie sind darauf angewiesen. Sein Einkommen allein reicht kaum aus, die fünfköpfige Familie zu versorgen. Im Jahr 2002 kam Rojda zur Welt. Zilan folgte im Jahr 2004, Roni drei Jahre später. Rojhat und seine Frau Gülbahar möchten baldmöglichst wieder in die Schweiz zurück. Am liebsten nach Basel, wo Rojhat ja ohnehin fünfzig Stunden pro Woche arbeitet. Auch Gülbahar hat in Basel eine Stelle. Sie ist Verkäuferin in einem Warenhaus, zurzeit aber vorwiegend Hausfrau – bis das dritte Kind in den Kindergarten kommt.

Gülbahar stammt ebenfalls aus einem kurdischen Dorf. Sie ist kurdische Zaza-Alevitin und Rojhat ein sunnitischer Kurde. »Trotz unterschiedlicher Religion verstehen wir uns sehr gut«, sagt Rojhat. Gülbahar hat längst einen deutschen Pass, Rojhat einen schweizerischen. Er spielt immer noch Basketball. »Da kann ich Kollegen treffen und schreien. Das macht Spass.« In der deutschen Oberliga lag sein Team Ende 2008 auf dem ersten Platz. Doch die Auswärtsspiele waren zeitlich schwierig. Auch wegen der Schichtarbeit. Wenn irgendwie möglich, gab der bisherige Chef Rojhat zwar frei. Aber diese Spiele liessen sich nur schlecht mit den familiären Verpflichtungen vereinbaren. So verzichtete Rojhat immer häufiger auf seine Einsätze auswärts. Inzwischen ist sein Team in die Regionalliga aufgestiegen. Hier ist der Rhythmus zwar intensiver, aber wegen der stren-

geren Kontingentierung in der Regionalliga wird Rojhat weniger eingesetzt. Denn er ist eingebürgerter Schweizer, nicht EU-Bürger. Die Plätze für Ausländer sind begehrt. So ist Rojhat nun öfters überzählig. Das gibt ihm mehr Zeit für die Familie und seine Jobs. Wenn er am Abend arbeitet, kann er dafür am Morgen die Kinder in den Kindergarten bringen. Ist seine Frau alleine, muss sie den Kleinen wecken, um die Grösseren begleiten zu können.

Rojhats Geschwister leben alle in Basel. Ein Bruder hat psychische Probleme und ist auf Leistungen der Invalidenversicherung angewiesen. Das Hin- und Her machte ihm laut Rojhat zu schaffen. Er war immer sehr intelligent. Mit dem Computer und so. Fast genial. Er hat auch eine Familie, mit der er sehr glücklich ist. Die Schwester Rojhats ist Mutter von zwei Kindern und putzt in einer Pflegeeinrichtung. Sein jüngster Bruder arbeitet als Chemikant. Er wohnt bei den Eltern und unterstützt sie finanziell. Das gehört sich so. Der Jüngste ist immer für die Eltern verantwortlich. Ihm steht als Gegenleistung das Erbe zu. So will es das Gewohnheitsrecht, das im Prinzip immer noch gilt. *»Aber wenn der Bruder morgen heiratet, geht er auch weg«*, sagt Rojhat.

Neu anfangen

Rojhat verfügt seit dem Jahr 2002 über den roten Pass. Ich wirkte als Referenz mit. Auch ein Regierungsrat half nach einem Basketballspiel, das Verfahren zu befördern. Rojhat hoffte bei unserem Gespräch im Dezember 2008, noch lange im Schnellimbiss-Restaurant arbeiten zu können. *»Die Arbeit ist schon hart«*, sagte er. *»Besonders für Küchenleute. Aber als Counter an der Kasse ist es super. Da hast Du viel Kontakt. Du darfst nur die vielen Sprüche nicht persönlich nehmen. Ich reagiere nicht, wenn mich jemand rassistisch anmacht. Ich bleibe immer*

ruhig. Dann können sie meistens auch anders. Oder wenn sie Pommes wollen. Dann können sie keine Minute warten. Sie werden gleich nervös. Und wenn etwas fehlt, weil eine Maschine ausfällt, rasten sie aus. Aber wenn Du Dich richtig anpasst, dann hast du keine Probleme.» Am Morgen stellte Rojhat immer zwei Wecker. Er durfte sich nicht verschlafen. Wenn er das Restaurant aufschliessen musste, war das für ihn eine grosse Verantwortung. Mehr noch: eine Ehre. Der Schlüsselbund symbolisierte das Vertrauen, das er sich im Restaurant allmählich erworben hatte. Rojhat erlebt auch in Sportkreisen viel Wertschätzung. Er ist in Basel schon recht bekannt und sogar als Prominenz gefragt. »In Basel ist es heute fast ein wenig so«, sagt er, »als ob ich daheim im Dorf wäre.«

Was sich inzwischen verändert hat, teilte mir Rojhat in zwei Schreiben mit. »Hallo Ueli«, schrieb er mir am 22. Februar 2009. »Ich habe diese Woche die Kündigung bekommen auf Ende April. Grund, ich sei zu teuer für den Betrieb. Die Ausrede war für mich nicht befriedigend. Ich bin jetzt auf der Arbeitsuche. Bitte, wenn du in deinem Kreis etwas hörst, als Chauffeur, Verkäufer, Betriebsarbeiter, Lagerarbeit, Fabrikarbeit, würde ich mich gerne bewerben. Vielen Dank. Lieben Gruss. Rojhat.« Am 29. April 2009 folgte dann ein zweites Schreiben. »Hallo Ueli«, schrieb Rojhat. »Möchte meine Freude mit dir teilen. Heute habe ich bei M. den Vertrag erhalten. Werde ab 01.08.2009 als Fachleiter Früchte und Gemüse anfangen (im neuen Einkaufszentrum S.). Weissst du, meinem Chef im Restaurant ist auch gekündigt worden – nach 21 Jahren. Er war ein guter Chef und ein guter Mensch. Ich bin sehr froh, dort nicht mehr arbeiten zu müssen. Mit der Wohnung bin ich immer noch am suchen. Lieben Gruss. Rojhat«

Im Mai 2009 besuchte mich Rojhat zu einem weiteren Gespräch. Er berichtete, wie sehr ihn die Kündigung schockte und auch verletzte. Er kam auch immer wieder auf seinen Vorgesetzten zu sprechen, der nach über zwanzig Jahren ebenfalls entlassen wurde. »*Einfach um ein wenig Gehälter einzusparen, nachdem er den ganzen Umbau gemacht hat und sein halbes Leben für den Betrieb gegeben hat.*« Dass Rojhat selbst so rasch eine neue Arbeit gefunden hat, freut ihn. Und zwar »*über den Baslerstab, nicht über die Arbeitsvermittlung*«. Die Bemühungen des Arbeitsamtes erlebte er »*demotivierend – mit viel Papier*«. Als Filialleiter kommt Rojhat nun auf einen Monatslohn von 5000 Franken. So kann er für seine fünfköpfige Familie auch einfacher eine neue Wohnung in Basel suchen. Bei der Wohnungsvermittlung hatte er seit Wochen auf eine Antwort gewartet. Nach unserem Gespräch folgte sie umgehend. Vielleicht wegen meiner kurzen Mail an die zuständige Person.

Welche Rolle Namen bei der Wohnungssuche spielen, erlebte auch ein Berufskollege von mir, der perfekt Deutsch spricht. Sein östlich klingender Nachname endet auf »ovic«. Das veranlasste offenbar ein Wohnungseigentümer, ihm zu antworten: »*Ich leider keine Wohnung haben für Sie.*« Mit dem deutschen Namen der Partnerin klappte es dann besser.

Rojhat selbst spricht fließend Deutsch. Seinen bald sechzigjährigen Eltern fällt das schwieriger. Sie können sich zwar ordentlich verständigen, aber das genügt den Vorstellungen der Sozialhilfe nicht. Sie wollen die Integration pushen. Wenn's nicht klappt, drohen laut Rojhat der Entzug der Mittel und die Ausweisung. Das findet er nicht gerecht, zumal andere eher zu leicht Unterstützung bekämen. Rojhat ist jedenfalls seinem Deutschlehrer dankbar, der streng auf Fortschritte geachtet und ihm

immer eingebläut habe: »Junge, du musst dich anstrengen und etwas in der Hand haben.«

Fremd und integriert

Georg Simmel verglich schon vor über hundert Jahren in seinem ›Exkurs über den Fremden‹ (1908) den Fremden mit dem Armen. Beide, der Fremde und der Arme, befinden sich in der Gesellschaft drinnen und draussen. Der Fremde ist nicht der Wandernde, der heute kommt und morgen geht, sondern der, der heute kommt und morgen vielleicht bleibt. Nähe und Distanz bilden eine Einheit. Das Nahe ist fern, das Ferne nah. Der Fremde ist, wie der Arme, ein Zugehöriger, der, auch wenn er bleibt, sich – zumindest teilweise – stets ausserhalb befindet. Weil auch er meist über wenig materielle Ressourcen verfügt, muss er besonders mobil und flexibel sein.

Die Sozialhilfe konzentriert ihre Anstrengungen derzeit auf Sozialhilfeabhängige, die noch intakte Chancen haben, im ersten Arbeitsmarkt eine Beschäftigung zu finden. Wer zu dieser privilegierten Gruppe gehört, erhält einen grösseren Handlungsspielraum mit materiellen Anreizen und Risiken. Es gibt SozialhilfebezügerInnen, die das schätzen. Sie fühlen sich ernst genommen, stärker beachtet und sind bereit, Einbussen hinzunehmen, wenn sich ihre Erwerbsintegration nicht verbessert. Andere Sozialhilfeabhängige fühlen sich durch die persönliche Beteiligung an den Chancen und Gefahren gestresst. Sie erleben gerade die erfolgreiche Integration als Ausschluss. Denn ihre Erwerbsintegration im prekären Niedriglohnsektor belastet ihre sozialen Beziehungen. Eine andere Gruppe bilden SozialhilfebezügerInnen, die sich laut Sozialhilfe weder in den ersten Arbeitsmarkt integrieren können, noch in der Lage sind, als Gegenleistung für ihre Unterstützung gemeinnützige Tätigkeiten

zu verrichten. Sie erhalten das Geld nunmehr mit weniger Auflagen. Den einen entspricht diese Vereinfachung. Sie fühlen sich entlastet, können nun auf Pro-forma-Bewerbungen verzichten und das tun, was sie gerne tun. Der Ausschluss aus der Erwerbsarbeit gibt ihnen die Möglichkeit, sich um ihre soziale Integration zu kümmern. Der Ausschluss fördert ihre Integration. Andere, die zu dieser Gruppe der Ausgemusterten gehören, suchen verzweifelt einen Job.

Rojhats Eltern wären gerne noch erwerbstätig. Aber es fehlt an Kraft und Möglichkeiten. Sie sollen sich nun darauf konzentrieren, die deutsche Sprache besser zu lernen. Das gelingt einigermaßen, fällt aber schwer. Trotz oder wegen der Integrationsauflage der Sozialhilfe, die wie ein Damoklesschwert über ihnen schwebt. Rojhats Eltern wollen in der Schweiz bleiben, setzen sich aber auch schon damit auseinander, in die Türkei zurückreisen zu müssen. Der Gedanke daran belastet. Sie haben das Land vor vielen Jahren verlassen. Die eigenen Eltern sind längst verstorben. Und die Kinder und Enkel leben in ihrer neuen Heimat, in Basel. Vor allem Rojhat. Er hat hier Fuss gefasst und sich durchgesetzt. Mit teilweise misslichen Erfahrungen, aber erfolgreich. Rojhat ist in Basel eingebürgert. Er spricht fließend Deutsch, arbeitet fleissig und gilt als gut integriert. Er hat viele Bekannte und sportliche Anerkennung. Rojhat fühlt sich hier *»recht wohl«*. *»Aber das Gefühl, fremd zu sein, das bleibt, auch wenn du schon recht gut dazu gehörst«*, sagt er.